

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke

Gugelmeier, Erwin

Karlsruhe, [ca.1939]

Rapp-Dutsch und Ruhreinbruch

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

Kapp-Putsch und Ruhreinbruch.

Im Januar 1919 ging die Wahl zur Nationalversammlung in Weimar vor sich, die Deutschland eine neue, von Anfang an scharf umkämpfte Verfassung gab. Nur langsam konnte der Abbau mancher Arbeiter- und Soldatenräte durchgeführt werden. Der Versuch, nach Sowjetmuster zu verfahren, zügelte immer wieder auf. Der Todtnauer Soldatenrat z. B. verteidigte sein Dasein auf das hartnäckigste. Jedenfalls fristete er noch längere Zeit nach dem Lörracher sein Leben.

Die Nation hatte andere Sorgen: Das Diktat von Versailles war ausgearbeitet und wurde dem deutschen Volk mit kurzer Frist zur Unterzeichnung vorgelegt. Ein Schrei des Entsetzens über dieses von Haß und Habsucht diktierte Dokument entrang sich unserem Volke. Als die Nationalversammlung am 12. Mai in Berlin zusammentrat, um den Entwurf als „unannehmbar“ zu bezeichnen, hatte sie das ganze Volk hinter sich. Auch in Lörrach versammelte sich im Realschulhof die Bürgerschaft und gab (nach einer eingehenden Besprechung des Vertragswerkes durch mich) ihrer Entrüstung über die Zumutung der Feinde Ausdruck. Ende Juni 1919 aber wurde der Vertrag von der Nationalversammlung dennoch

angenommen. Damit war dem Reich jene fürchterliche Kette angelegt, die erst die geniale Staatskunst des Führers in den Jahren nach 1933 zerriss.

Wenn man in den ersten Monaten nach dem Krieg nach Berlin kam, sah man immer irgendeine „Demonstration“. Leicht konnte es einem am Potsdamer Platz oder anderswo passieren, in eine Schießerei zu geraten, so daß man sich in ein Haus flüchten mußte. Daneben waren die Luxuslokale überfüllt. Überall wurde getanzt. In den Theatern wurden hemmungslose „Werke“ aufgeführt, die dem einfachsten Sit- tengesetz widersprachen. Die Sauberkeit auf den Straßen wurde vernachlässigt. Nirgends arbeitete man mehr richtig. Allmählich zwar wurde das etwas besser, aber das Streik- fieber schüttelte nach wie vor das Volk bis in die Knochen.

Nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinen Städten herrschte dieser böse Geist. Auch in Lörrach löste ein Streik den anderen ab. Die Forderungen wurden mit Dro- hungen vorgetragen, und die Vernunft konnte sich nur schwer durchsetzen.

Dazu kam, daß die allmählich immer stärker in Er- scheinung tretende Geldentwertung die Unruhe noch steigerte. Das unheilvolle Wechselspiel zwischen Preissteigerung und Lohnerhöhung trieb schrankenlos sein Unwesen. Bei Lohn- verhandlungen im „Hirschen“ zum Beispiel, die sich mit den Löhnen der Textilarbeiter beschäftigten, wurde die Lohn- kommission von der Menge der Arbeiter förmlich belagert. Es war erstaunlich, daß es dennoch immer wieder gelang, einen leidlichen Ausgleich herbeizuführen. In eine Sitzung des Bürgerausschusses drang einmal eine Rote ein, Gas- röhren zum Zuschlagen in den Händen, um irgendeinen Be- schluß durchzusetzen. Wir hatten ja nur unsere kleine Schutz- mannschaft. Die Gendarmerie füllte sich erst ganz langsam

auf. Immer mußte man zureden, überzeugen, Vernunft predigen.

Dieser ewige, zermürbende, letzte Selbstbeherrschung erfordernde Kampf war nur in der Hoffnung ertragbar, daß es mit der Zeit besser werden und das Volk zur Besinnung kommen würde. Es zeigten sich auch gewisse Anzeichen solcher Besserung, aber immer kamen wieder Rückschläge. Das Diktat von Versailles, das im Volk eine seelische Qual unerhörten Ausmaßes schuf, vernichtete fast jede Hoffnung. Und doch mußte versucht werden, auch unter diesem Vorzeichen das Leben zu meistern. Daß der haßerfüllte Schlag ins Gesicht des deutschen Volkes irgendwann einmal eine Abwehr finden würde, diese Sehnsucht erfüllte alle.

Bewegten Herzens erlebte man die erhebende Tat von Scapa Flow, wo die an England abgelieferten Schiffe durch ihre deutsche Mannschaft versenkt worden waren. Auch in Lörrach mußten wir die Bitternisse der Ablieferung von Kriegsgeräten erleben. Eine interalliierte Kommission war zu diesem Zweck in der Stadt eingetroffen und lag ihrem nichtswürdigen Beginnen ob, auszuspionieren und zu vernichten. Dieser Vernichtungsbefehl traf auch „unsere“ Flugzeuge.

Nach dem Kriege hatte nämlich die Stadt auf dem Tumringer Wiesenland einen Flugplatz eingerichtet und Mittel ausgeworfen, um einen regelmäßigen Flugverkehr von Lörrach (Grenze) nach Frankfurt einzurichten. Zwei Jagdflugzeuge, die vom Militär übernommen waren, standen zur Verfügung. Die interalliierte Kommission verlangte nun ihre Vernichtung. Mit großen schwarzen Flaggen versehen zogen die Flugzeuge zum letzten Male ihre Kreise über der Stadt. Die Menschen standen auf den Straßen und konnten nur schwer die Tränen zurückhalten. Wir wollten die uns liebgewordenen Flugzeuge wenigstens selbst zerstören. Keine



Die Wiefe bei Lörrach.

Gemälde von Hermann Strübe-Burte.

fremde Hand sollte sie berühren. Mancher stille Schwur ist bei dieser traurigen Arbeit geleistet worden.

Solche Szenen wiederholten sich in irgendeiner Form überall im Deutschen Reich. Sie hatten das ungewollt Gute, daß die nationale Gesinnung in vielen wieder Wurzel faßte. All diese sinnlosen Quälereien wurden Bausteine zur völkischen Wiedergeburt.

Eine Erhebung gegen das Versailler Diktat, das Anfang 1920 in Kraft getreten war, bedeutete der „Kapp-Putsch“ in Berlin am 13. März 1920. Als an diesem Tage die Nachricht nach Lörrach kam, die Erhardt-Truppen seien in Berlin einmarschiert, und Kapp habe die Regierungsgewalt an sich gerissen, wußte die Bevölkerung zunächst nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Um so deutlicher empfand man die neue Welle von Unruhe, die einsetzte. Auf dem Rathaus erschien wieder eine „Kommission“. Sie hatte verschiedene Beauftragte zum Bezirkskommando und zu den andern Behörden geschickt, Waffen beschlagnahmt und verlangte nun von der Stadt Räume, wo die Waffen und eine Wache untergebracht werden könnten. Ich wies für die Waffen einen Raum an, verlangte aber die Schlüssel, damit die Polizei und nicht eine anonyme Stelle die Verfügung über die Waffen behalte. Die Kommission war unter der Bedingung einverstanden, daß sie die Wache vor dem Waffenraum stellen dürfe. Die Wache machte einige Tage Dienst und verlangte dafür von der Stadt Bezahlung. Da diese ihr verweigert wurde, verschwand sie alsbald.

Neue Streiks, neue Gärungen traten auf. Historisch gesehen, war auch der Kapp-Putsch fraglos eine logische Folge der durch Versailles ausgelösten Entwicklung und ein notwendiges Glied in der Reihe der Ereignisse, die schließlich zum Jahr 1933 führten. Wir mußten eben lernen, daß eine rein

nach rückwärts gerichtete Bewegung für die Zukunft Deutschlands ebensowenig das Richtige war wie das kosmopolitische Ideal.

Daß uns dieses nicht helfen könne, erfuhr man an der Grenze besonders deutlich. Dafür ein kleines Beispiel. Als durch den Krieg die Grenze zur Schweiz gesperrt war, wurde der Straßenbahnbetrieb in Lörrach zwar mit Basler Wagen, aber mit deutschem Personal aufrechterhalten. Dieser Zustand blieb auch noch einige Zeit nach dem Krieg bestehen, bis es gelang, wieder den durchgehenden Bahnbetrieb Basel—Lörrach herzustellen. Man nahm sowohl auf Lörracher Seite wie bei der Basler Regierung als selbstverständlich an, daß die sechs oder auch acht Mann, die seither auf deutschem Gebiet als Führer und Schaffner der Straßenbahn brav und tüchtig Dienst getan hatten, weiter verwendet würden. Aber die Basler Straßenbahner und ihre Gewerkschaft, alle natürlich sozialdemokratisch und daher angeblich auf dem Boden der internationalen Solidarität der Arbeiterschaft stehend, waren anderer Meinung. Obgleich die wenigen Deutschen gegenüber der Masse der Basler gar nicht in Betracht kamen, setzte eine lebhaftere Bewegung der Basler Straßenbahner gegen ihre deutschen Berufskollegen ein. Als der Basler Regierungsrat auf Weiterbeschäftigung der Deutschen bestand, wurde mit Streik gedroht. Des lieben Friedens willen wurden in Zusammenarbeit der Lörracher und Basler Behörden für die Deutschen andere Arbeiten als die im Bahnwagen gefunden. Der klaffende Widerspruch zwischen politischer Theorie und eigennützigiger Praxis aber war klar genug zum Ausdruck gelangt.

Trotz der Schwere der Zeit und der Unsicherheit der wirtschaftlichen und geldlichen Lage ließ sich die Stadt von wichtigen Projekten nicht zurückschrecken. Schon kurz vor dem

Kriege war das Realschulgebäude erbaut und neben dem Gymnasium eine Realschule und eine höhere Mädchenschule eingerichtet worden. Zu erwähnen ist auch die Berufung des Schularztes in der Person des vortrefflichen und allseits beliebten Dr. Zieber. Nun drängte das Bedürfnis nach weiterem Ausbau der Volksschulen. Einer früheren Zusage entsprechend wurde zunächst im Stadtteil Stetten ein Schulhausbau erstellt. Am Juraweg, in Neustetten, an der Schwarzwaldstraße und an der Wiese entstanden neue Siedlungen, und der Bau eines neuen Gaswerkes wurde im Zusammenhang mit der Fernversorgung in Angriff genommen. Eine Industriegleisanlage um die Stadt wurde nach dem Muster der Stadt Geislingen geschaffen.

Besonders aber mußte es der Stadtverwaltung am Herzen liegen, gegenüber der wirren, von bösen Giften zersessenen Geisteshaltung so vieler und gegenüber der wirtschaftlichen Not breiter Teile des Volkes die unsterblichen Güter deutscher Kunst neu ans Licht zu heben und den göttlichen Trost ihres Lichtes in die oft verzweifelten Herzen zu senken. Es galt dabei, nicht nur gegenüber dem augenblicklichen wirtschaftlichen Elend die Gültigkeit ewiger Werte deutlich zu machen, sondern vor allem über die seelische Not hinwegzuhelfen, die wie ein Alpdruck über allen lag und die Tatkraft zu lähmen drohte. Die Lage des Vaterlandes, das schmähliche Verhalten der angeblich für Freiheit und Selbstbestimmung kämpfenden früheren Feinde, die Enttäuschungen nach außen und innen hatten unser Volk bis ins tiefste Herz getroffen. Es war daher wichtig, ihm zu sagen, daß die Werke der Dichter und Denker der Nation, rein und unberührt von Schmutz und Schande, noch da waren und die Sicherheit boten, daß deutsches Wesen nicht untergehen könne!

Schon im Krieg hatte die Stadt in dieser Hinsicht manches tun können. Eine Stadtverwaltung, die sich nur das Materielle, technisch Verwaltungsmäßige zur Aufgabe macht und das Geistige, Kulturelle vernachlässigt, kennt ihre Aufgabe nicht. Der Gemeinderat in Lörrach hat auf diesem Gebiet nie versagt und die Aufgabe der Stadt als eines Vorpostens deutscher Art und Geistigkeit an der Grenze, soweit es die naturgemäß beschränkten Kräfte zuließen, stets gepflegt — nicht in engstirniger Verschlossenheit gegenüber den in der benachbarten Schweiz vorhandenen Möglichkeiten der Belehrung, wohl aber im Gefühl der besonderen Eigenart als Teil des großen Deutschen Reiches und voll Stolz auf deutsche Art und Kultur. Rühmend sei u. a. hervorgehoben, daß, um Hermann Burte in der Stadt zu halten, der Flachsländer Hof ihm eingeräumt wurde mit dem schönen Park um dieses stille Anwesen, ferner der Ankauf von Hermann Daurs Bildnachlaß, der noch der Erschließung harret. Erwähnt sei weiter die Entwicklung des anfänglich kleinen, aber rasch wachsenden schönen Heimatmuseums unter der Leitung von Sparkassendirektor Schultz, der Ankauf von Bildern heimischer Maler, die Wachhaltung Sebelschen Geistes in den Schulen und manches andere. So galt, als Lörrach durch Krieg und Inflation von der Außenwelt abgeschnitten war, die Fürsorge der Stadt auch der Aufrechterhaltung eines guten Konzert- und Theaterwesens.

Während des Krieges kamen Künstler aus Basel, namentlich solche deutscher Staatsangehörigkeit, gerne in die deutsche Grenzstadt. Ihre Konzerte waren gut besucht. Nach dem Kriege knüpfte man an diese Übung an und gab dem mittlerweile schon heimgegangenen Musikdirektor Sizig die Möglichkeit, regelmäßige Kammermusikkonzerte von hohem Rang zu veranstalten. Als der „Markgräfler Hof“ zum Verkauf

kam, übernahm ihn die Stadt, richtete die unteren Räume für die Sparkasse und den Saal als Theater ein und ließ abwechselnd die Künstler der Basler und Freiburger Bühne auftreten. In schwerer Zeit war so eine wertvolle Stätte der Kultur geschaffen. Manche Aufführung wird für viele zur bleibenden Erinnerung geworden sein, so einfach und bescheiden auch die szenischen Einrichtungen waren.

Indessen wurden all diese Bemühungen immer wieder überschattet von den schweren Nöten, die aus der verhängnisreichen Pandorabüchse des Versailler Diktats kamen und alle Regungen tatkräftigen Lebens erdrückten. Schwer kämpfte die Industrie mit immer erneuten Krisen. Als im Kriege die Rohstoffzufuhr von Wolle und Baumwolle völlig stockte und die Vorräte aufgebraucht waren, hatte die Textilindustrie Spinnstoffe aus Zellstoff zu verarbeiten gelernt. Nach dem Krieg trat ein starker Bedarf nach Waren aus Wolle und Baumwolle auf. Durch Rohstoffmangel, ständige Lohnstreitigkeiten u. a. aber wurde die Produktion stark gehemmt. Es war wahrlich keine Kleinigkeit für die Betriebsleiter, dieser täglich sich aufhäufenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Eine bewußte politische Setze erschwerte die Aufgabe und ließ kein rechtes Zusammenarbeiten in den Betrieben aufkommen. Wäre nicht doch im Untergrund das gewohnte und eingewurzelte deutsche Pflichtgefühl wirksam gewesen, so wäre mit einem Arbeitsergebnis bei der ewig murrenden Arbeiterschaft und der stets verärgerten und oft verängstigten Betriebsführung überhaupt nicht zu rechnen gewesen. Immerhin war, trotz der deutlich spürbaren Geldentwertung und der durch das Versailler Diktat verursachten Lasten, die geldliche und finanzielle Basis der Wirtschaft noch einigermaßen tragfähig geblieben.

Auch das aber wurde völlig anders, als Poincaré (Bohnenkarle, wie ihn im Krieg die badischen Soldaten nannten) den Einmarsch in die Ruhr befahl. In unserem Lande kam es zur Besetzung von Offenburg und der Unterbrechung der Rheinlinie durch die Franzosen. Mit dem Tage des freventlichen Einbruchs in deutsches Land, dem 11. Januar 1923, begann eine neue Zeit des Leides für das Reich. Die Ermordung Albert Leo Schlageters im Mai wurde zum politischen Fanal jener schweren Tage!

Es würde ein Buch füllen, auch nur oberflächlich das Jahr der Inflation zu schildern. Vieles ist darüber auch geschrieben worden. Ich beschränke mich darauf, nur das in der Grenzstadt Beobachtete in den Hauptzügen zu erwähnen.

Schon Ende 1922 rechnete man mit stark entwerteter Währung. Die Reichsbank druckte damals schon Markscheine mit hohen Ziffern für den täglichen Verkehr. Neben der Entwertung durch den Krieg drückte sich darin das Unsinnige der Friedensverträge, insbesondere der Reparations- und Ablieferungsleistungen, aus. Nun aber, Anfang 1923, wurde die Produktion im Industriegebiet durch den französischen Einmarsch zum Erliegen gebracht. Die Franzosen wollten die wichtigsten deutschen Kohlengruben und Eisenwerke dort in eigener Verwaltung betreiben, um die Einnahmen für sich zu verwenden. Die Werke traten in Obstruktion und streikten! Das Reich aber mußte der Arbeiterschaft die erforderlichen Unterstützungen zukommen lassen. Der Weg, den das Reich dabei beschritt, war der des unbeschränkten Notendrucks, d. h. die schleichende Inflation wuchs zur Hochinflation heran. Mit dem Papiergeld wurden die Unterstützungen bezahlt. Da der Wert des Geldes sank, je mehr Noten gedruckt wurden, schwellen die Rechnungszahlen des

täglichen Verkehrs lawinenartig an. Wenn das Pfund Butter 1922 vielleicht fünf Mark gekostet hatte, stieg es bald auf hundert, tausend usw. bis zu einer Million Mark und noch mehr.

Den Ruhrkrieg hat Deutschland gewonnen. Durch ihn wurde erwiesen, daß die unsinnigen Reparationsforderungen der Feinde auch dann nicht beizutreiben waren, wenn der Feind deutsches Land in Besitz nahm und es für sich ausbeutete. Nach dem Abschluß dieses Kampfes hätte vielleicht der Entschluß, die Reparationszahlungen einzustellen, gefaßt werden können. Statt dessen bot das Ausland durch den Dawes-Plan die Hergabe von Auslandskrediten an Deutschland an. Damit begann eine neue Epoche der Illusionen, die erst 1931 zusammenbrach, als die kurzfristigen Auslandskredite zurückverlangt wurden.

Die Wirkungen der Inflation waren an der Südwestecke des Reiches durch den täglichen Vergleich mit dem Schweizer Franken besonders eindringlich zu spüren. Wer seinen Arbeitsplatz in Basel hatte, war ein „König“. Ihm erschien der arme Schlucker, dessen Arbeitslohn, kaum daß er ihn ausbezahlt erhielt, sich schon entwertet hatte.

In den ersten Monaten des Jahres (1923) zeigte sich schon ein fühlbarer Mangel an Papiergeld. Die Stadt schickte regelmäßig Boten nach Karlsruhe, die in großen Paketen Noten der Reichsbank zur Auszahlung an Beamte und Arbeiter holen mußten. Da die Rhein-Linie durch die Franzosen gesperrt war, mußte man mit der Bahn entweder über Säckingen — Immendingen — Nagold — Pforzheim oder über Freiburg — Donaueschingen — Pforzheim fahren. Schnelzüge gingen anfangs keine. Man brauchte also einen Tag, um nach Karlsruhe zu kommen. Oft fuhr ich selbst, um die

nötigen Maßnahmen mit der Regierung zu besprechen und nahm dann die Pakete mit Papiergeld mit nach Hause. Am Anfang sah man ängstlich auf die Millionen oben im Paketnetz, später gewöhnte man sich an die großen Zahlen.

Indessen wurde der Mangel an Geldscheinen immer größer. Daher fing zunächst der Kreis an, selbst Papiergeld zu drucken. Wir gaben uns noch rechte Mühe mit Zeichnung, Farbengebung, Druck und Papier. Es sollten Kassenscheine sein, die man gegen staatliche Noten austauschen konnte. Denn irgendeine Währungsgrundlage bestand nicht für dieses Geld. Bald aber reichten auch die Scheine des Kreises nicht mehr. Die Stadt mußte selbst Geld drucken. Man beauftragte eine Druckerei und stellte Kassenbeamte zur Kontrolle an die Druckmaschinen, damit das „Kostbare“ Geld nicht in falsche Hände kam. Aber bald ging's in die Hunderttausende und Millionen, und man brauchte mehrere Druckereien, um nachzukommen. Es war ein unfäglicher Wahnsinn! Schließlich konnte das Papiergeld ja nicht mehr wert sein als das Papier, auf dem es gedruckt war. Und wenn es noch weitergegangen wäre, hätte man gerade so gut alte Zeitungen austauschen können wie Geldnoten.

Die Hausfrauen rannten, wenn sie vom Mann Lohn oder Gehalt bekommen hatten, sofort in die Läden und kauften, was sie nach dem augenblicklichen Wert des Geldes kaufen konnten, zusammen. Nach wenigen Tagen schon, oft nach Stunden, war das Geld fast wertlos. Es kam vor, daß man auf eine Berufsreise Geld mitnahm, das schon entwertet war, wenn man an dem Ort des Dienstgeschäfts sich verköstigen wollte. Ich erinnere mich, einmal in Pforzheim angekommen zu sein, wo mir das passierte. Das dortige Rathaus, bei dem ich Geld aufnehmen wollte, konnte mir keines

geben, weil alles ausgeteilt und das neue noch nicht fertiggedruckt war. Nach einigen Stunden kam dann der Stadtbote in unsere Sitzung und brachte jedem einen Stoß Papiergeld, das noch so frisch vom Druck war, daß es auseinanderklebte. Wir gaben beim Mittagessen und Fahrkartenlösen je ein Päckchen auseinandergeklebter Scheine ab, ohne es gründlich zu zählen.

Schwer hatten es auch die Buchhalter in den Banken, die großen Zahlen in ihren Rubriken unterzubringen, und die Geschäftsleute, die Rechnungen auszuschreiben usw. Manche beschränkten sich darauf, nur noch die Hunderttausender anzugeben. Bei der Sparkasse wurden auf die Bücherseiten breite Anlagen angeklebt, um Platz für die Millionenzahlen zu gewinnen. Alles umsonst! Denn mit der Stabilisierung brach das Zahlengebäude zusammen. Und es erwies sich, daß das Vermögen des Volkes, soweit es in Geld oder Geldforderungen bestand, auf der Strecke geblieben war. Eine beispiellose Verarmung brach herein.

Nicht jedes Volk wäre imstande gewesen, eine solche Prüfung zu bestehen. Kein technisch schon das Rechnen mit den hohen Zahlen erforderte allgemeine Kenntnisse. Denkt man zurück, so scheint es erstaunlich, daß man zunächst den Charakter der Inflation so wenig durchschaut hat. Es war z. B. keine Berechnung, sondern gut Glück, daß die Stadt mit der ihr verbundenen Betriebsgesellschaft zusammen in jenen Jahren ein neues Gaswerk mit Ferngasleitungen gebaut hat, was bis fast zur völligen Fertigstellung nichts gekostet hat, weil es mit Papiermarkdarlehen finanziert wurde, die dann wertlos wurden. Die Gutgläubigkeit der Stadt aber wurde an der Behandlung ihrer Schweizer Schulden klar.

Während des Krieges und nachher hatte die Stadt Schulden in der Schweiz aufgenommen, um die für die Bevölke-

rung gelieferte Schweizer Milch zu bezahlen. Man nahm an, daß die schon im Kriege eingetretene Geldentwertung vorübergehend sein werde und finanzierte daher die Milchlieferungen mit Schweizer Darlehen. Diesen Fehler machte nicht nur unsere Stadt! Ja, es wurde von Land und Reich dieses Verfahren verlangt. So entstanden für eine ganze Reihe von Gemeinden Milchschulden in der Schweiz. Ich selbst hatte wiederholt in Bern, nicht nur für Lörrach, wegen solcher Schulden zu verhandeln. Man ging dabei auf möglichst lange Stundung hinaus. Besser wäre es zweifellos gewesen, die Schulden gar nicht erst entstehen zu lassen, sondern die Milch immer gleich bar zu bezahlen. Allein, das Reich dachte darüber nicht anders als wir. Eine Zahlungsgenehmigung in Valuta kam daher gar nicht in Frage.

Wie aber sollten nun in der Inflationszeit die Zinsen bezahlt werden? Mehr als die Städte im Innern des Landes hatten wir an der Grenze das Bestreben, unseren Kredit zu erhalten und alles zu tun, um die Devisen für die Zinszahlung aufzubringen. So verband man das Gasrohrnetz der Stadt mit dem Basels, um deutsches Gas in die Schweiz zu pumpen. Allein, das ging nur für gewisse Spitzen, weil das Basler Werk im Interesse seiner Arbeiter die Produktion nicht einschränken wollte. Ferner erbaute man im städtischen Schlachthaus Anlagen, in die dänisches Schlachtvieh von der Flensburger Weiche in Quarantäne durch Deutschland verfrachtet, und in denen es geschlachtet wurde. Das Fleisch wurde unmittelbar in die Schweiz gebracht. Auch hier waren Grenzen gesetzt, weil sonst die Schweizer Metzger geschädigt worden wären.

Es zeigte sich im Kleinen, was in der großen Wirtschaftspolitik entscheidend für die Zerstörung des Welt Handels geworden ist: das Ausland verlangte Zahlungen, lehnte aber

die Annahme von Waren ab, als die Geld- und Währungsverhältnisse den Transfer unmöglich machten. Die Unmöglichkeit der Leistung, die sich hieraus ergab, war in unserem Falle allerdings von der Schweiz nicht verschuldet. Das Verschulden lag in den sinnlosen Bestimmungen des Versailler Diktats.

Die Lieferung von Büchern in die Schweiz, die wir u. a. organisiert hatten, um unsere Zinsen in Franken aufzubringen, ergab die gleichen Schwierigkeiten. Ein Protest des Schweizer Buchhandels bei der Deutschen Botschaft in Bern war die Folge. Unter der Hand erfuhr ich, daß man auch den Inhalt der von uns gelieferten Bücher beanstandete. Wir hatten eine Verkaufsstelle in Basel eingerichtet. Ich ging selbst zu dieser und sah die Bücher genauer an. Neben sehr guten und wertvollen war in der Tat da und dort ein anstößiges von den Buchhändlern geliefert worden. Wir beeilten uns, die Aktion möglichst rasch zum Abschluß zu bringen.

Welche Mühe und Arbeit mit all dem verbunden war, wird ohne weiteres klar sein. Die Stadt konnte aber mit Befriedigung feststellen, daß sie auch in der schwersten Inflationszeit ihren Schweizer Gläubigern die Zinsen restlos bezahlt hat. —

Manche gab es, die die Inflation ausnützten, sich wertbeständige Sachwerte oder Grundstücke mit Papiermarkschulden beschafften und so sich bereicherten. Die meisten haben diese Reichtümer in der Stabilisierungskrise wieder verloren. Es war kein Segen in dem auf Kosten anderer erworbenen Reichtum.

Eine andere Kategorie von Nutznießern der Inflation waren die Besitzer von Auslandsvaluten. Namentlich aus der Schweizer Nachbarschaft floss ein Strom von Menschen nach Deutschland hinein, um aufzukaufen und mitzunehmen, was

der Koffer hielt. Der „Ausverkauf Deutschlands“ war ja für diese Valutareichen eine so einfache Sache. Nach Lörrach und in seine Markgräfler Umgebung kamen die Basler meist, um gut zu essen und zu trinken. Sie hatten den Verzehr fast umsonst. Die braven Deutschen saßen in den Wirtshäusern mit bitterem Gefühl, während man den Auslandsgästen aus Küche und Keller aufsticht. Schließlich ließen sich viele Kaufleute und Wirte vernünftigerweise wenigstens einen Teil des Kaufpreises von den Schweizer Gästen in Franken auszahlen. Weniger vernünftig aber war es, daß manche die deutschen Gäste oder Käufer den Ausländern gegenüber schlechter behandelten. Auch in den Familien, wo ein Familienglied in Basel arbeitete, gab es Zank und Streit, und die Spötteleien der Frankenverdiener, ihr manchmal taktloses Benehmen war wesentlich mit schuld an dem Ausbruch der Volkswut im September 1923.

Der badische Oberländer ist an sich geduldig, gutmütig und zäh. Er hält schon einen Stoß aus. Was er aber in den Tod nicht leiden kann, ist, wenn man ihn zum Narren hält. Hat er das Gefühl, daß man sich ihm überlegen fühlt, über ihn im Innern lächelt, mit ihm „Schindluder treibt“, dann geht er bestimmt hoch. Nicht einmal so sehr die Not als das Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber den Frankenverdienern hat die Mark „Verdiener“ empört. Und als man sah, daß der eine oder andere Kaufmann Franken, wenn auch nur in höchst beschränktem Umfang, einnahm, der eine oder andere Fabrikant einzelne Waren, besonders solche fürs Ausland, wertbeständig valutierte, fühlten sich die Arbeiter zum Narren gehalten, weil sie nur Papiermark als Lohn bekamen. Es waren aber nicht nur die Arbeiter, die auf diese Dinge ständig hinwiesen. Die Beamtschaft bis zu ihren Spitzen hinauf, namentlich die Frauen der Beamten, die nicht mehr wußten,

wie sie die Familie ernähren sollten, gerieten in die gleiche Verzweiflung und Wut. Die Schutzmannschaft der Stadt freute sich, als sie die Anweisung erhielt, den Schweizer Besuchern, die nach reichlichem Alkoholgenuß sich manchmal auf den Straßen vergaßen, eine ordentliche Strafe in Franken abzunehmen. Das kam dann alles zu unserem Fonds zur Deckung der Zinsen für die Schweizer Schulden.

Übrigens gab es in Basel manche, die in jenen Zeiten nicht zu uns kamen, weil sie sich der Ausplünderung des Nachbarvolkes nicht schuldig machen wollten. Wie überhaupt gerade unter den besten Männern der Schweiz viele mit ihrem Herzen auf unserer Seite standen. Das war gegenüber manchen unschönen Tugten, die man in der Nachbarschaft beim Kriegsausgang wahrnehmen konnte, Trost und Freude.